



Max Weber und die Soziologie heute – ein widersprüchliches Verhältnis*

MAX HALLER

Max Weber erfährt in der zeitgenössischen Soziologie eine eigentümliche Beurteilung. Auf der einen Seite stimmen Soziologen weltweit darin überein, dass er einer der herausragenden Klassiker des Faches ist.¹ Auf der anderen Seite wird er von bedeutenden Soziologen der Gegenwart praktisch nicht rezipiert; wenn überhaupt, bleibt es bei verbaler Anerkennung. Bezeichnend für diese eigentümliche Spaltung ist, dass das „Weber-Paradigma“ in einem neuen „Handbuch Soziologische Theorien“ (*Knaer / Schroer* 2009) in einem separaten Kapitel (*Albert* 2009) abgehandelt wird. Der *webersche* Ansatz wird für die heutige Zeit noch als zentral angesehen vor allem von Autoren, die sich mit *Weber* aus philologisch-„werkgeschichtlicher“ Perspektive befassen, die Kohärenz seiner soziologischen Begriffe und Theoreme aufzeigen und deren geistesgeschichtliche Ursprünge und Beziehungen zu wichtigen anderen Autoren darstellen. Neben deutschen und angelsächsischen Autoren (bis hin zur umfangreichen *Weber*-Rezeption in Japan (*Zingerte* 1981: 13f.) ist hier besonders *Wolfgang Schluchter* zu nennen. Er hat sich in fast zehn Bänden gründlich wie kein anderer mit *Weber* und vor allem seinen religionssoziologischen Arbeiten auseinandergesetzt. *Schluchter* möchte einen dritten Weg neben einem „enthistorisierten Theoriadesign“ und einer reinen Theoriegeschichtsschreibung beschreiben, nämlich den einer „Theoriegeschichte in systematischer Absicht“ (I: 1–18).² Dieser Ansatz geht davon aus, dass soziologische Paradigmen einen „harten Kern“ nicht widerlegbarer Grundbegriffe, Methoden und theoretischer Axiome enthalten. Ziel ist es, zu „Theoriesynthesen“ zu gelangen, die mehr sind „als die Summe ihrer durch Überlieferung legitimierten Bausteine“ (I: 4). Notwendig für eine sinnvolle Auswahl grundlegender Paradigmen ist, dass man einen eigenen Stand- bzw. Ausgangspunkt wählt; für *Schluchter* ist dies das *Weber*-Paradigma. Für jemanden, der genau derselben Auffassung ist (wie der Rezensent!), erscheint das Werk *Schluchters* daher hoch interessant.

* Essay zu: *Wolfgang Schluchter*, Grundlegungen der Soziologie. Eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht. Tübingen: Mohr Siebeck. Band I (2006), 343 S., gb., 69,-€, Band II (2007), 329 S., gb., 69,-€

Die drei klassischen Basistraditionen der Soziologie

Nach *Schluchter* gibt es drei große Theorietraditionen bzw. Forschungsprogramme in der Soziologie, die sich mit den Namen *Marx*, *Weber* und *Durkheim* bezeichnen lassen. Deren Werke stellen miteinander konkurrierende, schulenbildende Forschungsprogramme dar, weil sie jeweils „sowohl metatheoretische, methodologische und theoretisch-empirische Fragen beachteten als auch richtungweisende Lösungen für deren Zusammenhang formulierten“ (I: 15). Diese Programme sind – so die zentrale und originelle These des Buches – ihrerseits selber in hohem Maße philosophischen Traditionen verpflichtet und zwar *Marx* der *hegelschen*, *Durkheim* und *Weber* jeweils der *kantianischen*. So spricht *Schluchter* bei *Marx* von einem „soziologischen Hegelianismus“, bei *Durkheim* von einem „soziologischen Kantianismus“ und bei *Weber* von einer „kantianisierenden Soziologie“. *Schluchter* betrachtet allerdings weder die *hegel-marxsche*, noch die *kant-durkheimsche* Tradition als so wegweisend wie jene von *Kant-Weber*. Die Schwächen des *durkheimschen* Werkes sieht er darin, dass dieser einer holistischen Perspektive verhaftet bleibe, Makroprozesse nicht adäquat auf Prozesse in der Mikroebene beziehe und das Verhältnis von egoistischem (auch wirtschaftlichem) und normativ-altruistischem Handeln nicht wirklich kläre. Die Grundschwäche von *Durkheim* sieht *Schluchter* im Fehlen einer adäquaten Handlungstheorie (hier sei der junge *Marx* schon weiter gekommen). An der Beurteilung von *Marx* ist überraschend, dass diese erstaunlich kurz und negativ ausfällt. Aufgrund dieser Konklusionen erscheint es gerechtfertigt, dass sich dieser Beitrag auf die Darstellung der *kant-weberschen* Tradition beschränkt.³

Die kantianisierende Soziologie Max Webers

Die Auseinandersetzung mit *Weber* nimmt, wie schon gesagt, eine zentrale Stellung in *Schluchters* Werk ein. Sie erfolgt in drei Schritten (I: 197-321): *Max Weber* als Schüler und Kritiker der historischen Schule der Nationalökonomie; seine Grundlegung einer verstehenden Soziologie als Handlungs-, Ordnungs- und Kulturtheorie; und seine Darstellung der Entstehung des modernen Rationalismus. Im Unterschied zu *Marx* und *Durkheim* war *Weber* „von Haus aus kein Philosoph“; sein Ausgangspunkt war vielmehr die Nationalökonomie. Diese war zu seiner Zeit in drei grundlegende Schulen gespalten: Die auf der objektiven Wertlehre der klassischen Schule beruhende *marxistische* Ökonomie; die subjektive Wertlehre der Neoklassik; und die deutsche historische Schule (*Schmoller*). An *Marx*, dessen Arbeitswertlehre er zurückwies, schätzte *Weber* die historische Sicht der Entwicklung des Kapitalismus; an der neoklassischen Schule die Strenge der Begriffs- und Theoriebildung; an der historischen Schule die Fokussierung auf kulturelle, ethische und politisch-praktische Aspekte der Wirtschaft. Die erste Schaffensphase von *Weber* (bis zu seinem psychischen Zusammenbruch 1898) bestand in einer Auseinandersetzung mit diesen Schulen.

Seine eigene Position dazu fand er in der zweiten Periode (1903-1910), im Zusammenhang mit den Studien zur Agrarverfassung in Ostdeutschland, in einer engeren Verbindung historischer und theoretischer Gesichtspunkte. Hier knüpft *Weber* an *Rickerts* Idee einer historischen Kulturwissenschaft an, die als „Wirklichkeitswissenschaft“ das Wesentliche eines Phänomens zu Bewusstsein bringen will (und damit verstehend und erklärend ist). Dabei leistet der Idealtypus wichtige Dienste; er wird gewonnen durch „einseitige Steigerung“ bestimmter Aspekte eines Phänomens (I: 224). Den Weg zu einer „verstehenden Soziologie als Handlungs-, Ordnungs- und Kulturtheorie“ (I: 234ff.) beschreibt

Weber vollends durch die Ausarbeitung der soziologischen Grundbegriffe und die Protestantismus-Studie. Jetzt wird, vor allem in Auseinandersetzung mit *Stammler*, eine scharfe Unterscheidung getroffen zwischen Rechtswissenschaft, die normativ gebotenes, und der Soziologie, die tatsächliches Handeln betrachtet (I: 249). Die Soziologie wird als Erfahrungswissenschaft definiert, die soziales Handeln deutend verstehen und ursächlich (statistisch) erklären will, aber auch als generalisierende Handlungswissenschaft, die Typenbegriffe verwendet und generelle Regeln des Geschehens erfassen will (I: 263).

Im dritten Schritt behandelt *Schluchter Webers* Analyse der „Entstehung des modernen Rationalismus“ (I: 273ff.). Hier geht es zunächst um den inneren Zusammenhang zwischen der Ethik des asketischen Protestantismus und dem Geist des Kapitalismus, dann aber, in universalhistorischer Betrachtung, um die Wirtschaftsethik aller großen Weltreligionen. In seiner Theorie der Wirtschaftsstufen vermeide *Weber*, so *Schluchter* (I: 314), eine teleologisch-entwicklungs-geschichtliche Haltung (Entwicklung als zunehmende Verwirklichung universeller Werte), er sei aber doch in der Lage zu zeigen, dass die Entwicklung der Menschheit einen gerichteten Prozess darstelle; der „Eurozentrismus“, der in einer solchen Perspektive zum Ausdruck komme, sei nur heuristischer Natur (I: 314). Die Durchsetzung des Rationalismus in immer mehr Wertsphären und Lebensbereichen sei nie vollständig.

Im „Rückblick und Ausblick“ (I: 317–321) findet *Schluchter*, dass die Divergenz zwischen diesen – *Weber*, *Durkheim*, *Marx* – klassischen drei Paradigmen stärker ist als die Konvergenz, es sei daher eher kontraproduktiv, sie zu „vermischen“. Im 20. Jahrhundert seien jedoch neue Gesichtspunkte entwickelt worden, die man ebenfalls kritisch beleuchten müsse, um zu einer adäquaten Beurteilung des *weberschen* Ansatzes zu gelangen.

Neuere Entwicklungen der soziologischen Theorie und ihre Tragfähigkeit vor dem Hintergrund des weberschen Forschungsprogramms

Schluchter sieht zwei grundlegende Neuausrichtungen der soziologischen Theorie im 20. Jahrhundert: die systemtheoretische Wende bei *Parsons*, radikalisiert bei *Luhmann*, und die sprachtheoretisch-pragmatische Wende, begründet durch *G. H. Mead* und weitergeführt durch *Habermas*.

Die systemtheoretische Wende: Parsons und Luhmann

Parsons unterscheidet sich, wie *Schluchter* darlegt, in seiner Herkunft und Intention wesentlich von den Klassikern: er stand auch der Biologie und Physiologie nahe und verstand sich primär als Theoretiker. Durch sein Studium in Heidelberg kommt *Parsons* in enge Berührung mit der *weberschen* Tradition. Daran interessieren ihn vor allem die Beziehung Ökonomie – Soziologie und die Problematik des Kapitalismus. Hier wird auch *Durkheim* wichtig, der in seiner Theorie der Arbeitsteilung die außerökonomischen Voraussetzungen ökonomischen Handelns betonte. Von *Pareto* und dem Physiologen *Henderson* entlehnt *Parsons* den Systembegriff, den er in seiner zweiten Schaffensperiode zur Grundlage seiner Theorie macht. In der ersten Phase ist jedoch *Parsons'* voluntaristische Handlungstheorie zentral, welche *Schluchter* noch in der Tradition von *Weber* verortet. Hierbei verfolgt *Parsons* im Anschluss an den Philosophen *Whitehead* einen „analytischen Realismus“ (II: 36), gerichtet gegen Positivismus

und Empirismus, der ein in sich geschlossenes theoretisches System entwickelt, gegenüber der Empirie jedoch offen sei wie ein „Scheinwerfer“. Ich stimme *Schluchter* zu, dass *Parsons* ein „unheilbarer Theoretiker“ ist (II: 36); mir scheint aber, *Parsons'* Position, „nur die durch theoretische Veränderung vermittelte qualitative Veränderung von Theorien“ bringe unsere Erkenntnis weiter, führt in die Irre, da sie einen unüberbrückbaren Hiatus zwischen Theorie und Empirie postuliert (vgl. auch *Haller* 2003: 173ff.). Zentrum von *Parsons'* Handlungstheorie ist als kleinste Einheit der *unit act*, eine einzelne, spezifische Handlung: sie beinhaltet ein spezifisches Ziel, eine Situation, Mittel und Bedingungen, sowie eine normative Handlungsorientierung eines *actors*. Dies wäre, so *Schluchter*, noch mit dem *weberschen* handlungstheoretischen Paradigma vereinbar. Das gilt jedoch nicht mehr für die strukturellfunktionale Analyse von *Parsons* mit der Idee der *pattern variables*, deren polare Enden (affektive Neutralität vs. Affektivität usw.) er dann jeweils dem Typus „Gesellschaft“ bzw. „Gemeinschaft“ bzw. den drei Systemebenen Persönlichkeitssystem, Sozialsystem, Kultursystem zuordnet (II: 59). Hier entwickelt *Parsons* in der Tat eine „wahre Klassifikationsorgie“ (II: 64). Der Handelnde wird dabei allmählich durch das Persönlichkeitsystem ersetzt. Strukturelle Einheiten des Systems sind nicht mehr Personen, sondern Status-Rollen und deren Relationen. Die Regel ist Konformität mit den Erwartungen anderer Rolleninhaber. Schlägt sie in Abweichung um, treten Sanktionen in Kraft; am Beispiel der Rolle von Arzt und Patient bzw. ihrer Beziehung zueinander illustriert *Parsons* dieses Muster.

In der dritten Phase seines Denkens (beginnend mit den Werken *Family, Socialization and Interaction Process* und *Economy and Society*) wendet sich *Parsons* vollends der Systemtheorie zu. So zieht er für die Analyse der inneren Familienstruktur die Kleingruppentheorie von *Bales* heran und gelangt zu den berühmten vier Grundfunktionen, die jedes System erfüllen muss, dem AGIL-Schema. Damit hat *Parsons* ein Instrument zur Entwicklung einer systemtheoretisch angelegten Kosmologie (alle Systeme, vom kleinsten bis umfassendsten, lassen sich systematisch verorten), allerdings auch „die bis dahin eingehaltene Grenze zwischen Handeln und Verhalten, auf die *Max Weber* so großen Wert gelegt hatte, eingerissen [...]“ (II: 91). Dabei scheint es aber immer schwieriger zu werden, die beiden Ebenen von funktionaler und institutioneller Differenzierung „sauber auseinanderzuhalten“, es entsteht der Eindruck, „das analytisch verstandene AGIL-Schema und der damit verbundene Begriff der funktionalen Differenzierung würden reifiziert“, meint *Schluchter* wohl zu Recht (II: 98). Meiner Meinung nach geschah etwas Ähnliches schon bei der Charakterisierung konkreter Gesellschaften durch die *pattern variables* (etwa der USA als der höchst entwickelten, universalistisch-leistungsorientierten Industriegesellschaft). Hinzu kommt dann *Parsons'* Medientheorie; Geld, Macht, Einfluss und Wertbindung werden sowohl als symbolische Medien des Austausches wie als generalisierte symbolische Medien der Interaktion begriffen. Von hier aus entwickelt *Parsons* eine systematische Theorie der Evolution, bestehend aus vier Subprozessen (functional specialization, adaptive upgrading, inclusion, value generalization), gekennzeichnet durch ständige Verbesserung der Anpassung an die Umwelt (adaptive upgrading). Dies ist, laut *Schluchter*, eine klare Differenz zu *Weber*, weil bei *Parsons* die vergleichende Perspektive der evolutionären eindeutig untergeordnet wird. *Parsons'* Theorie dieser Phase verlässt die *webersche* Perspektive in mehreren Aspekten: Die subjekttheoretischen Kategorien verlieren ihre Bedeutung, es gibt kein Verstehen mehr; die Abgrenzung von Handeln und Verhalten löst sich auf; das Mikro-Makro-Problem wird obsolet, und der Antievolutionismus wird aufgegeben (II: 117).

Noch weiter von *Weber* entfernt sich *Niklas Luhmann* mit seiner autopoietischen Systemtheorie. *Schluchter* widmet diesem Ansatz umfangreiche Überlegungen (II: 213–271). Für *Luhmann* bildet die Systemtheorie eine „Supertheorie“, die den Anspruch einer fachuniversalen Theorie hat; formal ist *Luhmann* in dieser Hinsicht mit *Hegel* vergleichbar (II: 214f.). *Luhmann* führt *Parsons'* systemtheoretische Wende weiter; dieser hatte bereits an die Stelle der Leididifferenz Handelnder-Situation jene von System-Umwelt gesetzt; *Luhmann* spricht von der Leididifferenz Identität-Differenz. Im Gegensatz zu *Hegel* steht nicht mehr der dialektische Versöhnungsgedanke, sondern der paradoxe Differenzgedanke im Mittelpunkt. Es gilt die Annahme, dass Systeme in der Konstitution ihrer Elemente und Operationen nur mehr auf sich selbst Bezug nehmen. Der Beobachter selbst ist ein System, es gibt keinen absoluten Beobachtungsstandort, alles ist relativ. Es gibt keine Interpenetration von Systemen mehr, nur strukturelle Kopplung. *Luhmann* bricht mit dem analytischen Realismus von *Parsons*, Begriffe repräsentieren bei ihm keine Wirklichkeit mehr. Soziale Systeme sind nicht Handlungs-, sondern Kommunikationssysteme, nicht Menschen sind ihre Einheiten, sondern Kommunikationen; Handlung ist nur ein Unterfall von Kommunikation und ein reines Zurechnungsproblem (II: 229). Es gibt auch nicht mehr nationalstaatliche verfasste Gesellschaften, nur die Weltgesellschaft als Ganzes.

Diese radikalisierte Systemtheorie, so *Schluchter* (II: 231) stößt allerdings dann an ihre Grenze, wenn *Luhmann* die Beziehung Ego-Alter erfassen will, die Konstitution eines sozialen Systems; hier schleichen sich immer wieder subjekttheoretische Begriffe ein. Wichtig ist für *Luhmann* die Sprache, weil Systeme aus Kommunikationen bestehen; die Differenz von Sprache und Sprechen wird relativiert. Dabei wird der Status von Sprache unklar, da sie weder System noch Umwelt ist. Neben einer Kommunikations-, Evolutions- und Differenzierungstheorie entwickelt *Luhmann* schließlich noch eine Wissenssoziologie, welche die Selbstbeschreibung der Gesellschaft thematisiert. Sie betrachtet die Koexistenz von Gesellschaftsstruktur und Semantik aus der Sicht eines Beobachters zweiter Ordnung. In dieser Wissenssoziologie gibt es keine Trägerschichten wie bei *Weber*; die Auswahl des Materials zur Erfassung des Wandels der gesellschaftlichen Semantik bleibt stark beliebig (II: 270). Weiters unterscheidet *Luhmann* zwischen sechs Arten von symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien (Wahrheit, Werte, Liebe, Eigentum/Geld, Kunst, Macht/Recht; II: 249). Diese entsprechen den „Wertsphären“ bei *Weber* (allerdings ohne die Religion). Sie sind auch teilweise mit entsprechenden sozialen Systemen (Wissensschaft, Intimbeziehungen, Wirtschaft, Politik) verknüpft. Bezüglich der Evolution unterscheidet *Luhmann* vier Grundformen, die in einer Folge zueinander stehen (segmentäre, Zentrum-Peripherie-, stratifikatorische und funktionale Differenzierung). Die moderne Gesellschaft ist primär durch funktionale Differenzierung gekennzeichnet, es gibt kein Zentrum und keine Hierarchie mehr (II: 263). *Schluchters* abschließendes Urteil lautet (II: 271), *Luhmanns* Systemtheorie „führt in eine Sackgasse. Die Soziologie ist gut beraten, wenn sie ihm nicht dahin folgt.“

Die sprachtheoretische Wende bei Mead und Habermas

Ausgangspunkt der Diskussion hier ist das Werk von *G. H. Mead*, einem Zeitgenossen von *Weber* und *Durkheim*, der nach einem Studium in Deutschland (1888/89) ebenfalls unter dem Einfluss der deutschen idealistischen Philosophie und der Völkerpsychologie von *Wundt* stand. Es erscheint mir daher etwas ver-

wunderlich, dass *Schluchter* im Zusammenhang mit *Mead* von einer „Wende“ spricht; ich würde ihn eher als gleichberechtigten, frühen Klassiker der Soziologie sehen. *Meads* Opposition gegen den zu seiner Zeit dominierenden Behaviorismus in der Psychologie, seine Anknüpfung an den Pragmatismus und seine symbol- und sprachtheoretische Perspektive führten ihn zu einer Theorie der „praktischen Intersubjektivität“, wie *Hans Joas* es nannte (II: 121) bzw. einem „sozio-praktischen Phasenmodell“ (II: 150). Eine wohl zutreffende Charakterisierung gibt *Schluchter* (II: 125), wenn er, wieder *Joas* zitierend, bei *Meads* Ansatz von einer „Synthese aus Hegel und Darwin“ spricht: dem „Bestreben, den ‚Geist‘ im Organismus zu verwurzeln und [...] das Ich als sozial Entstandenes zu begreifen“. Dabei geht es zentral um den Begriff des Selbst und der Handlung; die letztere bestimme erst, was Reiz und Reaktion ist; ebenso sind Bewusstsein und Selbstbewusstsein eine Funktion der Handlung. Ziel ist es, das „Subjekt zu naturalisieren und zu soziologisieren“, wobei die Praxis, das Lösen von Handlungsproblemen, im Mittelpunkt steht (II: 130). Hieraus ergibt sich die These einer Kontinuität von tierischem und menschlichem Leben (in der Tradition von *Darwin*): auch höhere Tiere besitzen Intelligenz, Sozialität und benutzen Zeichen zur Kooperation. Neu am Menschen ist die Verwendung von signifikanten Gesten, d. h. Symbolen, wobei Sprache die zentrale Rolle spielt; weiters die Entwicklung reflexiver Intelligenz, welche Verzögerung von Handlungen, Probandeln und innere Monologe gestattet. Beides zusammen ermöglicht die Entwicklung des Selbst, der Identität. *Mead* bleibt, so *Schluchter* (II: 148), ein Handlungstheoretiker, jedoch habe er seine Handlungstheorie und die sozialstrukturellen Korrelate des Selbst viel zu wenig ausgearbeitet.

Dies habe dann *Habermas* in seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* versucht. Deren Resultat hält *Schluchter* für relevant, wenngleich sie „einen zentralen Angriff auf die Handlungs- und Ordnungstheorie *Max Webers*“ darstelle (II: 149). *Habermas* fasziniert an *Mead*, dass er von Substanz- zu Funktionsbegriffen übergegangen ist, eine Art „dynamische funktionalistische Sozialpsychologie“ entwickelt hat (II: 150). Ein zentraler Punkt, an dem *Habermas* über *Mead* hinausgeht, ist die Bestimmung der Sprachfunktionen: *Mead* habe Sprache nur als Medium der Interaktion und Sozialisation verstanden; sie sei jedoch in erster Linie ein Medium der Verständigung. Sprechhandlungen erfüllen, so *Habermas* im Anschluss an die Sprechaktheorie von *Austin / Searle*, eine Darstellungs-, Ausdrucks- und Mitteilungsfunktion; im Mitteilungs- und Beziehungsaspekt soll ein Einverständnis zwischen Sprecher und Hörer herbeigeführt werden. Dazu entwickelt er, in Anknüpfung an *K. Bühlers* Werkzeugmodell der Sprache, ein universalpragmatisches Sprachmodell (vgl. die Übersicht in II: 162). Dieses Modell entspricht der Theorie des kommunikativen Handelns, das *Habermas* als die höhere Form dem erfolgsorientierten, zweckgerichteten, nicht dialogisch ausgerichteten Handeln entgegensetzt. Dabei verwischt *Habermas* laut *Schluchter* allerdings die für *Weber* zentrale Unterscheidung von Handlungsorientierung und Handlungscoordination und die These von der Gleichrangigkeit von erfolgs- und eigenwertorientiertem Handeln (II: 173, 177).

Von diesem Handlungsbegriff führt ein direkter Weg zur Gesellschaftstheorie von *Habermas*: dem kommunikativen Handeln entspricht die Lebenswelt, basierend auf Einfluss und Verbindungen, Loyalität und Integrität mit Verständigung als zentralem Ziel. Allerdings bleibe, so *Schluchter* (II: 187), „am Ende unklar, was der so gewonnene formale Lebensweltbegriff überhaupt für die Erklärung von gesellschaftlichen Verhältnissen zu leisten vermag“. Zur Verwirrung trägt bei, dass *Habermas* später davon spricht, dass auch die Lebenswelt ein materielles Substrat habe und auch hier Zweckmäßigkeit notwendig

sei (II: 192). Auch die These von *Habermas* ist problematisch, dass man gesellschaftstheoretisch eine zweite Ebene (das „System“) einführen müsse, welche die Reproduktion der Gesellschaft im Ganzen betreffe. Hier scheint das *marx-sche* Erbe wirksam geworden zu sein: Störungen im Überbau, der symbolischen Reproduktion, sollen mit Restriktionen im Unterbau, der materiellen Reproduktion, erklärt werden (II: 194). Das System basiert auf erfolgsorientiertem Handeln, den Medien Geld und Macht, Nutzen und Effektivität, Eigentum und Organisation; das Problem moderner, hoch differenzierter Gesellschaften ist, dass dieses System die Lebenswelt „kolonisieren“ kann.

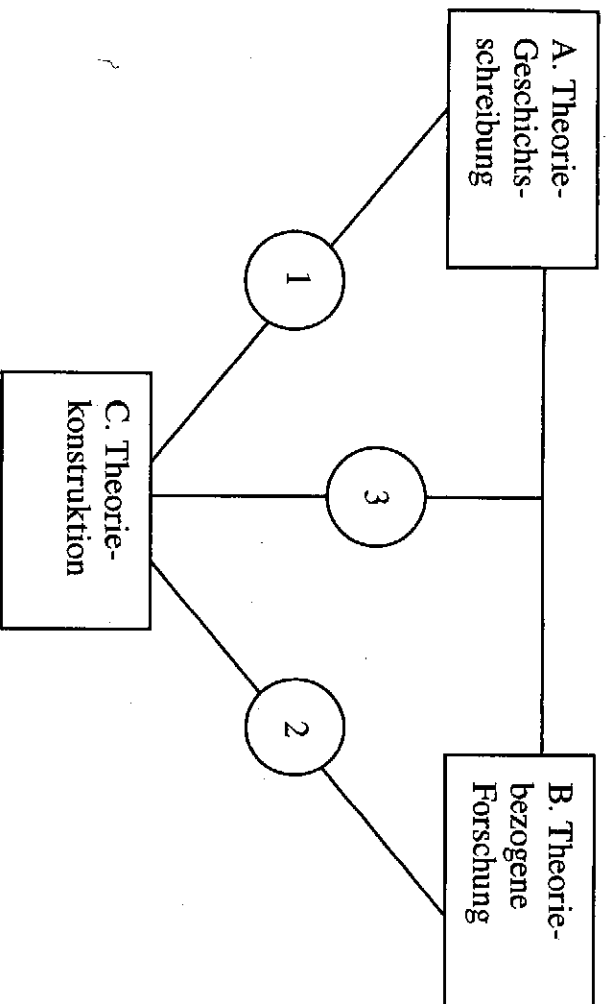
Das Grundproblem in der Theorie von *Habermas* sieht *Schluchter* darin: Mit der Leitdifferenz System-Umwelt anstelle Handelnder-Situation handelt er sich eine inkonsistente Begriffssprache ein. Es entsteht der Eindruck (auch wenn *Habermas* dies selber verneint), „die Lebenswelt werde entmaterialisiert, das System entsymbolisiert, und die Gesellschaft im ganzen zerfalle in zwei Teile“ (II: 195). Wenn *Habermas* sich auch nicht die radikalisierte Systemtheorie von *Luhmann* zu Eigen macht, sondern die des späten *Parsons* (aber selbst diese nicht konsistent), wird sein Ansatz dadurch doch „widersprüchlich und inkonsistent“.

Grenzen einer „Theoriegeschichte in systematischer Absicht“

Ich habe eingangs *Schluchters* Intention erwähnt, den Ansatz von *Weber* nicht nur aus einer philologisch-werkgeschichtlichen Perspektive darzustellen, sondern daraus auch Leitlinien für die heutige Theoriediskussion in der Soziologie zu gewinnen. *Schluchter* nimmt für diesen Ansatz *Poppers* kritischen Rationalismus als wissenschaftstheoretische Begründung in Anspruch. Dabei findet er insbesondere *Poppers* Insistieren auf der Eigenbedeutung von Theorie wichtig, die von Induktivisten, Antimetaphysikern und „Positivisten“ nicht anerkannt werde; für sie alle sind letztlich nur empirisch geprüfte bzw. prüfbar-fakten und Thesen sinnvoll. Dagegen sei festzuhalten, dass Theorien unabhängige und wichtige Elemente des wissenschaftlichen Fortschritts darstellen. Diesen Thesen kann man zweifellos zustimmen. Eher fragwürdig, zumindest missverständlich, erscheint mir jedoch die Aussage, dass *Popper* „die Idee eines weitgehend intern gesteuerten Erkenntnisfortschritts“ vertrete (I: 8). Wissenschaftlicher Fortschritt erfordert nach *Popper* (1963: 240f.) drei Elemente: (1) Theorieentwicklung erfordert, dass eine neue Theorie einfacher sein muss als die vorhergehenden, auch eine starke, vereinheitlichende Idee enthalten muss; (2) die neue Theorie muss überprüfbar sein, interessante empirische Phänomene benennen, die bisher nicht gesehen wurden; (3) sie muss in der Lage sein, strenge empirische Tests zu bestehen (vgl. auch *Haller* 2003: 597). Aus dieser Sicht ergibt sich wissenschaftlicher Fortschritt als Resultat einer dreifachen Bemühung (vgl. Übersicht 1): Einer kritischen und konstruktiven Aneignung der Theoriegeschichte, einer empirischen Prüfung der Theorien (natürlich im weitesten Sinne, worin erst eine Fülle von empirischen Befunden, die einer Theorie widersprechen, dazu führen wird, sie als Ganzes zu verwerfen), und der Theoriekonstruktion im engeren Sinne.

In der Soziologie lassen sich Vertreter aller drei in Übersicht 1 genannten Positionen (1) bis (3) benennen – und darüber hinaus auch solche, die ausschließlich im Rahmen eines der drei immanenten Pole der Erkenntnis (A bis C) arbeiten. Reine Theoriegeschichten (Typ A) gibt es zuhauf, und auch in der soziologischen Ausbildung spielt die Vermittlung dieser eine zunehmende Rolle. Seltener ist empirische Forschung, die sich explizit auf Theorien bezieht,

Übersicht 1: Die Triade des Erkenntnisfortschritts nach K. R. Popper und drei Strategien der Theorieentwicklung



- 1 Theoriegeschichte in systematischer Absicht (*Schluchter*)
- 2 Induktivistische Theoriebildung
- 3 Theorieentwicklung als Wechselwirkung von begrifflicher und empirischer Arbeit (*Popper, Lakatos*)

ohne selbst einen Anspruch auf Weiterentwicklung dieser zu stellen (Typ B); *en masse* gibt es natürlich von Theorie unbelechte Forschung. Präsent ist auch der Typus der reinen Theoriekonstruktion historisch wie heute (Typ C). Genau so wie *Hegel* glaube, „die ganze Fülle der empirischen Wirklichkeit könne aus den Gesetzen der Selbstbewegung des Denkens abgeleitet werden“ (*Störig* 1950: 529), reichten *Luhmann* große Zettelkästen, um daraus eine umfassende Theorie der Gesellschaft abzuleiten und „die Welt insgesamt beschreiben“ zu können (*Reese-Schüfer* 1996: 15, 172). Die Frage (die ich selber nicht definitiv beantworten kann) im Hinblick auf diese drei heute voneinander oft isolierten Denk- und Forschungsstraditionen lautet: Ist eine solche Ausdifferenzierung notwendig im Sinne eines Fortschritts durch Spezialisierung, oder stellt sie einen Irrweg dar, der Fortschritt eher behindert? Die vielfach beklagte Theorielosigkeit empirischer Forschung ist aus einer solchen Sicht allerdings nicht nur dieser selbst zur Last zu legen, sondern auch jenen „reinen“ Theoretikern, die sich über die empirische und aktuell-praktische Relevanz ihrer eigenen Überlegungen keinerlei Gedanken machen.

Interessanter als diese eindimensionalen Denkweisen bzw. Forschungsprogramme sind jene, die Theoriekonstruktion mit Theoriegeschichte oder mit empirischer Forschung verbinden. Weil soziale Prozesse und soziokulturelle Phänomene immer auch zeit- und ortsgebunden sind und weil es keine deterministischen sozialen Kausalgesetze gibt, werden große soziologische Theorieentwürfe nie völlig obsolet; der Fortschritt der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis eröffnet immer wieder neue Sichtweisen auf klassische Texte (*Merton* 1980: 49). Soziologische Theoriekonstruktion muss sich daher immer wieder mit diesen auseinandersetzen. Genau dies hat *Schluchter* getan. In dieser Hinsicht könnte man allenfalls fragen, ob er wirklich alle wichtigen Elemente in den von ihm behandelten großen Traditionen behandelt hat.

Drei Fragen möchte ich hier stellen. Zum Ersten ist es zumindest überraschend, dass der von mehreren Autoren herausgearbeitete Einfluss von *Nietzsche* auf *Weber* (vgl. z. B. *Albrow* 1990: 58–61) vollkommen ausgeblendet wird. Auch fände ich eine systematische Gegenüberstellung der Handlungstheorien von *Weber* und *Mead* sehr spannend, ist der letztere heute doch ebenso wie *Weber* in der Soziologie weithin anerkannt; seit den Arbeiten von *E. Erikson* hat der Begriff der Identität einen spektakulären Aufstieg erlebt. Wie ist er mit der *weberschen* Handlungstheorie zu vereinen? Zum Zweiten werden zeitgenössische Autoren, die sich doch recht umfangreich mit *Weber* auseinandersetzen (z. B. *R. Boudon*, *R. Minch*) nicht diskutiert. Besonders problematisch erscheint mir jedoch, zum Dritten, dass bei *Schluchter* – und all jenen, die sich auf „werkgeschichtliche Interpretationen“ der Arbeiten von Klassikern konzentrieren – der Bezug zur neueren theoretisch relevanten, empirischen Forschung nahezu völlig fehlt. Dies steht in einem deutlichen Gegensatz zu den beiden Klassikern der Soziologie, *Durkheim* und *Weber*, die in allen ihren großen Werken umfangreiches Material verarbeitet haben. Schließlic gibt es auch Beispiele für Theorikonstruktionen, die sich zwar auf empirische Forschung beziehen, theoretische Traditionen jedoch ignorieren. Man denke hier an die verhaltenswissenschaftlich-naturalistische Soziologie (*Homans* u. a.), aber auch an einen Autor wie *Erving Goffman*. Die „*grounded theory*“ (*Glaser / Strauss* 1998) erhebt es sogar zum Prinzip, auf vorgängige theoretische Überlegungen zu verzichten und Begriffe und Theoreme rein induktiv aus dem Forschungsprozess selber zu entwickeln.

Mit den obigen Bemerkungen soll der Wert theoriegeschichtlicher und theorieimmanenter Arbeit keineswegs geleugnet werden. *Schluchters* Insistenz auf der Unwiderlegbarkeit des „harten Kerns“ von Forschungsprogrammen im Sinne von *Lakatos* (1970) kann man zweifellos teilen; deswegen kann auch ein empirischer Theorienvergleich kaum zu definitiven Konklusionen gelangen (*Hondrich / Mathes* 1978; *Haller* 2003: 37–42). *Webers* eigene „Theoriearbeit“ stand jedoch, wie bereits festgestellt, in engstem Zusammenhang mit empirischer Forschungsarbeit und -erfahrung in weitestem Sinne. Seine wichtigsten theoretisch-grundbegrifflichen Arbeiten erschienen erst in der zweiten Phase („Zur Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnis“, 1904), die wichtigsten in der allerletzten Phase seines wissenschaftlichen Schaffens („Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie“, 1913; „Soziologische Grundbegriffe“ erst 1920). Schon ab 1899 hatte *Weber* substanzziel-empirische Arbeiten zu einem weiten Bereich von Themen publiziert (Agrargeschichte und Agrarverfassungen, mittelalterliche Handelsgesellschaften, Beziehungen zwischen protestantischer Ethik und Kapitalismus, Psychophysik der industriellen Arbeit, Wirtschaftsethik der Weltreligionen), dabei verabschiedete Perspektiven und Disziplinen einbezogen (sozialhistorische, ökonomische, juristische und politische) und ein breites Spektrum empirischer Methoden (historisch-soziologische Analysen, Umfragen, statistische Datenerhebungen und -auswertungen, Inhaltsanalysen) angewandt. Bereits in seinen ersten Arbeiten kommt ein scharfes Methodenbewusstsein zum Ausdruck (*Zingerte* 1981: 76). Insbesondere die Arbeiten zur Wirtschaftsethik der Weltreligionen dokumentieren, dass *Weber* „sich in die Einzelheiten der Empirie seiner Gegenstände vertiefte und sich mit ihrer materialen Komplexität und Kontextualität auseinandersetzte“ (*Zingerte* 1981: 188). Bemerkenswert ist, dass die Erklärungskraft und das kritische Potenzial *weberscher* Konzepte heute oft selbst von Autoren verkannt wird, die sich durchaus als *Weberianer* verstehen.⁴ Allerdings ist wohl *Lichtblau* (2006: 11) zuzustimmen, dass zwischen *Webers* substanzziellen Forschungen und seinen soziologischen Grundbegriffen ein Spannungsverhältnis bestehen bleibt.

Wolfgang Schluchter hat ein beeindruckendes Werk vorgelegt, das nicht nur durch immense Kenntnis der geistigen Grundlagen unserer klassischen Soziologen besticht. Es arbeitet auch deutlich wie wohl kein anderes bislang vorliegendes Werk die wenigen grundlegenden Alternativen soziologischen Denkens heraus und zeigt die vielfach überraschenden Wechselbeziehungen zwischen bedeutenden deutschen, französischen und angelsächsischen philosophischen, ökonomischen, psychologischen und soziologischen Denkern auf. In dieser Hinsicht ist seine Arbeit ein glänzendes Beispiel einer Analyse, die im Sinne von K. Mannheim (1970) belegt, dass die geistige und wissenschaftliche Entwicklung als kontinuierlicher Prozess der Konkurrenz und Synthese unterschiedlichster Denksysteme anzusehen ist. Die Lektüre des Werkes ist oft schwierig; die zahlreichen Übersichten und Diagramme helfen dabei oft (aber nicht immer). Die Lektüre der beiden Bände bleibt aber doch immer weit spannender als jene der vielen geglätteten, vereinfachenden Theorie-Darstellungen, wie sie heute zahlhaft vorliegen. Festzustellen ist allerdings auch: Die Ausarbeitung einer zeitgemäßen Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft, die auf der Höhe der theoretisch relevanten, empirischen Forschung in der Soziologie und benachbarten Sozialwissenschaften steht, bleibt ein Desiderat. *Wolfgang Schluchter* hat das Fundament dafür jedoch in beispielhafter Weise ausgebaut.

Literatur

- Albert, Gert (2009): Weber-Paradigma. In: Kneer / Schroer, Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden: VS. S. 517–554.
- Albrow, Martin (1996): For Weber. Essays on the Sociology of Fate. London etc.: Sage.
- Glaser, Barney G. / Anselm L. Strauss (1998): Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.
- Haller, Max (2003): Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Haller, Max (2009): Die Europäische Integration als Elitenprozess. Das Ende eines Traums? Wiesbaden: VS.
- Hondrich, Karl Otto / Joachim Mathes (Hrsg.) (1978): Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Kalberg, Stephen (1996): On the neglect of Weber's Protestant Ethic as a theoretical treatise: Demarcating the parameters of postwar American sociological theory. *Sociological Theory* 14: S. 49–70.
- Kneer, Georg / Markus Schroer (Hrsg.) (2009): Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden: VS.
- Lakatos, Imre (1970): Falsification and the Methodology of Scientific Research Programmes. In: Imre Lakatos / Alan Musgrave (Hrsg.) *Criticism and the Growth of Knowledge*. Cambridge: Cambridge University Press. S. 91–196.
- Lichtblau, Klaus (Hrsg.) (2006): Max Webers Grundbegriffe. Kategorien der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung. Wiesbaden: VS.
- Lichtblau, Klaus (2006): Einleitung. In: ders., Max Webers Grundbegriffe. S. 7–20.
- Mannheim, Karl (1970): Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen. In: K. Mannheim. *Wissenssoziologie*. Neuwied-Berlin: Luchterhand. S. 566–613.
- Merton, Robert K. (1980): Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt: Syndikat.
- Miller, Suzanne (1964): Das Problem der Freiheit im Sozialismus. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt.
- Norkus, Zenonas. (2006): Handeln, soziale Ordnungen und sozialwissenschaftliche Erklärung: Max Weber und Rational Choice. In: Lichtblau, Max Webers Grundbegriffe. S. 47–90.
- Popper, Karl R. (1963): *Conjectures and Refutations. The Growth of Scientific Knowledge*. London / Henley: Routledge and Kegan Paul.
- Reese-Schäfer, Walter (1996): Luhmann zur Einführung, Hamburg: Junius.

Störig, Hans J. (1950): Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Stuttgart: W. Kohlhammer.
Sweedberg, Richard (1998): Max Weber and the Idea of Economic Sociology. Princeton, NJ: Princeton University Press.
Theborn, Göran (2000): Die Gesellschaften Europas 1945-2000. Ein soziologischer Vergleich. Frankfurt/New York: Campus.
Zingert, Arnold (1981): Max Webers historische Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Anmerkungen

- ¹ In einer Umfrage der *International Sociological Association* 1997 wurde gebeten, die Namen der zehn bedeutendsten soziologischen Bücher des 20. Jahrhunderts zu benennen (ISA-Bulletin 77, Fall 1998, S. 17). An der Spitze dieser Liste standen zwei Bücher von Weber, davon „Wirtschaft und Gesellschaft“ an erster Stelle; vgl. auch Lichtblau 2006: 7.
- ² Seitenangaben ohne Quelle im Folgenden beziehen sich auf Bd. I bzw. II dieses Werks. Für wertvolle Hinweise und Korrekturen der ersten Manuskriptfassung danke ich Paul Kellermann und Stephan Moebius.
- ³ Die ursprüngliche Fassung meines Beitrags enthielt auch ausführliche Darstellungen der *schluchterschen* Charakterisierung der Ansätze von Marx und Durkheim, jedoch mussten sie – wie auch eine ausführlichere Darstellung der Weber-Rezeption bei zeitgenössischen Theoretikern (Elias, Luhmann, Coleman, Esser u. a.) – aufgrund der Grenzen für den Umfang dieses Beitrags gekürzt werden.
- ⁴ So meint z. B. R. Sweedberg (1998: 42, 226), Webers Bürokratiebegriff sei auf moderne Verwaltungen nicht anwendbar und er habe das Wachstum der Bürokratie überschätzt. Betrachtet man die faktischen Entwicklungen in den modernen Staaten und insbesondere in der EU, müssen die Bürokratiehesen von Weber als eine der besten soziologischen Voraussagen bezeichnet werden (Haller 2009: 222ff.).